

nischen Zeitschrift reicht nicht aus) und auf wichtige Literatur zur Täuferforschung. Es ist zu begrüßen, daß Coggins nicht biographische Akzente setzte, sondern das Leben der Gemeinden und Gruppen in den Mittelpunkt seiner Betrachtung stellte, um so mehr ist zu bedauern, wie wenig er sich um sozialgeschichtliche Aspekte der Entstehungssituation in Amsterdam bemüht hat. Hier liegen die großen Defizite dieser Untersuchung. Trotz dieser Mängel wird diese Studie aber weitere Forschungen zur noch ungenügend untersuchten Mennonitengeschichte nach dem Jahrhundert der Reformation anregen.

Hans-Jürgen Goertz

*Frank Staeck/Caroline Welsch*, Ketzer, Täufer, Utopisten, Centaurus-Verlagsgesellschaft, Pfaffenweiler 1991, br., 342 S.

Muß Pädagogik notwendig obrigkeitlich vermittelt, also im weitesten Sinne „elitär“ sein? Die Verfasser des Buches bezweifeln dies. Auch Nichtherrschende haben pädagogische Vorstellungen entwickelt. Wie sie im einzelnen aussehen konnten, wird an utopischen Entwürfen und gelebten Experimenten aus dem Umkreis der radikalen Reformation zu erfassen versucht. Die ausgewählten Utopien, so lautet die Hypothese, geben Zeugnis vom Demokratieverständnis des „gemeinen Mannes“ (S. 13). Konkret geht es darum, das Verhältnis „... von obrigkeitlich verordneter Pädagogik und einer ‚Pädagogik von unten‘, wie sie sich in den Vorstellungen der aufbegehrenden Untertanen im Bauernkrieg äußern könnte“, zu klären (S. 12); oder wie es an anderer Stelle heißt: „Das Hauptanliegen dieser Arbeit ist, die Einstellungen und Maßnahmen der Utopisten zum Problemkreis ‚Mündigkeit‘ zu erörtern“ (S. 107).

Daß Pädagogik und Utopie eng miteinander verknüpft sind, wird im ersten Teil des Buches deutlich, in dem u. a. auf die Utopiediskussion eingegangen und das Verhältnis von „Utopie und Pädagogik“ eingehender thematisiert wird. Diesem theoretischen Teil schließt sich dann die eigentliche Analyse ausgewählter radikalreformatorischer Utopien an. Der Bogen wird weit gespannt, von den Hussiten und Taboriten (radikale Reformation – Bauernkrieg?) über Thomas Müntzer, Michael Gaismair und Hans Hergot bis zu den Täufern. Die Autoren bemühen sich zwar, alles in den Griff zu bekommen und jedem utopischen Konzept gerecht zu werden, scheinen sich jedoch mit dieser Aufgabe zu übernehmen. Fehler schleichen sich ein,

unklare Formulierungen und Mißverständlichkeiten. Hier nur einige Beispiele. Daß der Terminus „Systemkonflikt“ neuerdings in die wissenschaftliche Diskussion um den „Bauernkrieg“ eingeführt worden sei (S. 53) und man zur Verwendung dieses Begriffes neige (S. 15), ist irreführend. Im Gegenteil, vom „Systemkonflikt“ wird kaum noch gesprochen. Auch läßt sich aufgrund der unbeholfenen, inhaltlich unklaren Darstellung schlecht nachvollziehen, wie es zur Herausbildung täuferischer Bewegungen kommen konnte: „Die Entstehung des Täufertums wurde durch die gesellschaftlichen Spannungen begünstigt, die zu Beginn des 16. Jahrhunderts den Funktionsverlust der gesellschaftlichen, politischen und kirchlichen Institutionen nach sich zogen, weil sich die katholische Kirche den ab 1525 einsetzenden Auswirkungen der Wirtschaftskrise (Beschäftigungslosigkeit, Inflation, Krieg) machtlos gegenüber sah“ (S. 256). Wird an einer Stelle ganz korrekt von einem differenzierten Täuferbild ausgegangen (S. 256), so ist in anderem Zusammenhang von „dieser Sekte“ (S. 196; s. a. S. 294) die Rede und der einfach nicht gegebenen geistigen Abhängigkeit „des Täufertums“ als Ganzem von Thomas Müntzer (S. 260). Daß die Hutterer eine „vorchristliche“ Gütergemeinschaft pflegten (S. 264), ist sachlich genauso unhaltbar wie andere Angaben. So ist nicht belegt, ja, falsch zu behaupten, daß Thomas Müntzer in Halle studiert habe (S. 110). Der abgebildete Müntzer-Holzschnitt C. van Sichems ist mit der Zeitangabe „um 1527“ falsch datiert (S. 106; vgl. Goertz, Thomas Müntzer, S. 43 und S. 16), und mehr als fragwürdig erscheint die Behauptung, daß „Müntzer und seine Anhänger“ im März 1524 die Mallerbacher Marienkapelle gestürmt hätten (S. 121; vgl. Goertz, Thomas Müntzer, S. 101). Manche Überlegung mutet geradezu naiv an und zeugt wie in diesem Fall von mangelnder Einsicht in die Dynamik wissenschaftlicher Erkenntnis: „Bleibt noch zu bemerken, daß die Täuferforschung noch immer nicht abgeschlossen ist. Es ist also durchaus möglich, daß sich in dem einen oder anderen Punkt noch Neuerungen ergeben“ (S. 256). Darüber hinaus verliert die Darstellung durch ungeschickte Formulierungen. Daß sich in den Bruderhöfen „... das Familienleben auf einen gemeinsamen Schlafraum für die Ehepaare beschränkte“ (S. 267), ist kaum anzunehmen. Besonders problematisch wird es jedoch dann, wenn die Verfasser komplizierte historische Abläufe zu erfassen versuchen, wie z. B. die Ereignisse im Täuferreich zu Münster (ab S. 273). Vage Urteile werden gefällt, und auch die Chronologie gerät durcheinander. So wird behauptet, daß Bernhard Rothmann in der Zeit von 1529–1535 das Geschehen in Münster bestimmt habe (S. 273); einige Sätze weiter heißt es dann: „Am gleichen Tag, am 23. Februar 1534, traf Jan Matthijs mit eini-

gen 100 Melchioriten ein, und mit seinem Erscheinen verlor Rothmann jeglichen Einfluß“ (ebd.). Nachdem bereits von der eingeführten „Gütergemeinschaft“ und „Polygamie“ die Rede war (S. 275) und von sich regendem Widerstand (S. 276), wird plötzlich auf den Sieg des Jan Matthijs verwiesen (ebd.). Nur, als die Polygamie eingeführt wurde, war Matthijs längst tot! Hier ist, wie so oft, einiges durcheinandergeraten.

Und wie sieht es mit den Ergebnissen aus? Im Schlußteil werden die pädagogischen Inhalte der einzelnen Utopien noch einmal problemorientiert zusammengefaßt und miteinander verglichen. Grundsätzlich fühlen sich die Autoren in ihrer Annahme bestätigt, „... daß Utopien geeignete Quellen zur Kennzeichnung alternativer pädagogischer Ideen sind“ (S. 301). Während allen Strömungen der radikalen Reformation eine herbe Kritik am „Schriftgelehrtentum“ eigen sei (S. 293), hätten sich ansonsten jedoch Unterschiede in den Vorstellungen gezeigt, die eine grobe Zweiteilung erlauben:

„1. pädagogische Vorstellungen als Bestandteil des Protestes etwa in Form einer Bewußtseinsbildung der Aufständischen. Zur Umschreibung dieser volkerzieherischen Mittel eignet sich der Begriff der ‚Befreiungspädagogik‘.

2. pädagogische Vorstellungen als Antizipation des Erziehungs- und Sozialwesens im utopischen Staat“ (S. 293 f.).

Mag auch zutreffen, daß die Autoren ein etwas vernachlässigtes Thema aufgegriffen haben, was hier vorgelegt wurde, erscheint doch mehr als problematisch. Nach der Lektüre stellte sich die Frage, ob es überhaupt ratsam sei, ein Buch zu besprechen, in dem sich Fehler, Unklarheiten und Entstellungen häufen. Möglicherweise wäre es besser gewesen, diese veröffentlichte Bamberger Diplomarbeit stillschweigend zu übergehen, zumal herbe Kritik an noch unbekannten Verfassern größeren Schaden anrichten kann. Aber angesichts der Tatsache, daß die Reihe „Forum Sozialgeschichte“ gerade jungen Nachwuchswissenschaftlern eine Chance eröffnen will, scheint es angebracht, einmal darüber nachzudenken, ob es sinnvoll sei, Arbeiten zu publizieren, denen es offensichtlich an sachkundiger Betreuung mangelte. Die Kritik trifft also weniger die Autoren selbst als vielmehr jene, die durch ihr unkritisches Urteil oder mangelnden Sachverstand, Nachwuchswissenschaftler ins offene Messer laufen lassen. Die besänftigenden Worte des Herausgebers, daß der Leser bei manchen Thesen und Hypothesen sowie der Handhabung von Begriffen noch Mängel finden werde (S. 8), reichen als Entschuldigung einfach nicht aus. Wer den Anspruch stellt, interdisziplinär zu forschen und sich an schwierige histori-

sche Quellen heranwagt, sollte sich von Anfang an fragen, ob er diesem Anspruch im Rahmen einer Diplomarbeit gerecht werden kann oder schlichtweg überfordert ist. Und das scheint mir der springende Punkt zu sein. Der Mangel der Arbeit dürfte jedenfalls kaum darin bestehen, nicht genug geschafft und keine weiteren Vergleiche gezogen zu haben (S. 298 f.), ganz im Gegenteil, die Verfasser wollten zuviel!

Marion Kobelt-Groch

*Bernhard Lohse*, Thomas Müntzer in neuer Sicht. Müntzer im Licht der neuen Forschung und die Frage nach dem Ansatz seiner Theologie. Berichte aus den Sitzungen der Joachim Jungius-Gesellschaft der Wissenschaften, Hamburg, Heft 2, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1991, 117 S.

In der vorliegenden Untersuchung setzt sich der Hamburger Kirchenhistoriker Bernhard Lohse zwei Aufgaben: einen kritischen Überblick über die neuere Müntzer-Forschung zu bieten *und* zugleich eine neue Deutung von Müntzers theologischem Ansatz vorzulegen. Lohse zeichnet ein durchweg zuverlässiges, sachliches und unparteiisches Bild von der Entwicklung der Müntzer-Forschung in Ost und West; er weiß Kritik gleichmäßig zu verteilen, kann sogar mit Halbvergessenem überraschen – Gerhard Zschäbitz' Wiedertäufer-Studie von 1958 nimmt z.B. der DDR-Sichtverschiebung der letzten Jahre vom einstigen proletarischen Volksrevolutionär zum jetzigen theologischen Visionär manches vorweg. Lohse teilt den inzwischen gewonnenen Konsens der Forschung: Müntzers Theologie und soziales Engagement lassen sich nicht auseinanderdividieren. Dem schmalen Bändchen von 1991 liegt allerdings ein im November 1989 gehaltener Vortrag zugrunde. Diese Verzögerung hat zur Folge, daß Lohse die neuste Literatur nicht mehr vollständig berücksichtigt hat. Fällt dies in bibliographischer Hinsicht nicht sonderlich ins Gewicht, da doch alle einschlägigen Titel im leicht zugänglichen Luther-Jahrbuch aufgeführt werden, so ergeben sich freilich einige Verzeichnungen des jüngsten Forschungsstandes.

Ulrich Bubenheimers Studien zu Müntzers Herkunft und Bildung (s. Menn. Geschichtsblätter 1990/91, S. 174–178) – eine Sammlung überarbeiteter, verstreut erschienener Aufsätze – werden nicht aufgenommen. Dies ist um so bedauerlicher, als Bubenheimer darin seine Thesen zu Müntzers Frühzeit in Braunschweig (im Anschluß an Siegfried Bräuer) und zu seiner Wittenberger Studienzeit weiter festigen konnte. Müntzers in Braunschweig geknüpften Kontakte zu mystisch beeinflussten Kreisen liefern ein wichtiges